



Michael McKeever
Willkommen in deinem Leben



2006/2007 HEFT 1

HAUPTSTRASSE 118
D 69117 HEIDELBERG
FON 0 62 21 / 2 10 69
FAX 0 62 21 / 2 88 12

Philosophieren heißt sterben lernen

Cicero sagt, Philosophieren sei nichts anderes, als sich auf den Tod vorzubereiten. Zumal das Sinnen und Betrachten unserer Seele gleichsam von uns abwendet und ihr eine Tätigkeit jenseits unseres Körpers anweist, was gewissermaßen eine Vorübung und Abbild des Todes ist, oder weil alle Weisheit und alle Vernunft dieser Welt endlich in das eine Ziel ausmündet, uns den Tod nicht fürchten zu lehren. In der Tat, entweder treibt die Vernunft mit uns Spott, oder sie muss auf nichts als auf unsere Zufriedenheit trachten, und all ihr Sterben muss am Ende darauf ausgehen, uns gütlich und fröhlich leben zu lassen, wie die Heilige Schrift sagt! Alle Meinungen der Welt sind darin einstimmig, dass das Vergnügen unser Ziel sei, ob sie gleich verschiedene Wege dahin gehen; andernfalls würde man sie unbeschwerdlich verwerfen, denn wer würde wohl den anhören, der unsere Mühsal und Missvergnügen zu seinem Ziel erhöhe?

... Nun ist aber eine der größten Wohltaten der Tugend die Verachtung des Todes, eine Gabe, die unser Leben mit einer sanften Ruhe beschert und uns seinen reinen und freundlichen Genuss gewährt, ohne den jede andere Wollust vergällt ist.

Dies ist es, warum alle Lehren sich in diesem Punkt treffen und übereinkommen. Und obgleich sie uns ebenfalls allesamt anleiten, den Schmerz, die Armut und andere Widerwärtigkeiten zu verachten, denen das menschliche Leben ausgesetzt ist: so tun sie es doch nicht mit gleichem Nachdruck, teils weil diese Unfälle nicht in gleichem Maße unausweichlich sind (die meis-

ten Menschen bringen ihr Leben hin, ohne die Armut zu schmecken, und manche auch, ohne Schmerz und Krankheit zu leiden, wie Xenophilus der Musiker, der hundert und sechs Jahre in vollkommener Gesundheit lebte), teils auch, weil, wenn das Ärgste zum Argen kommt, der Tod alles enden und, wann es uns gefällt, allem andern Ungemach ein Ende setzen kann. Aber der Tod selbst, der ist unvermeidlich.

Eugène Ionesco

Der Tod ist das Ziel

Wir leben, um zu sterben. Der Tod ist das Ziel der Existenz, das ist, wird man sagen, eine Binsenweisheit. Doch zuweilen verschwindet hinter einem abgegriffenen Ausdruck das Banale, und die Wahrheit taucht auf, taucht ganz neu wieder auf. Mir scheint, ich durchlebe einen jener Augenblicke, da ich mir zum ersten Male sage, da ich zum ersten Male entdecke, dass die Existenz nur ein Ziel hat: den Tod. Man kann nichts dagegen tun. Man kann nichts tun. Man kann nichts tun. Man kann nichts dagegen tun. Aber was sind das für Lebensbedingungen, an Fäden gezogen zu werden wie Marionetten? Mit welchem Recht hält man mich zum Narren?

Noch heute wundere ich mich manchmal, nicht mehr zwölf Jahre alt zu sein.

Wenn ich Phädon lese, merke ich erst am Ende des Dialogs, wie gut wir dran sind. Sokrates hat mich nicht davon überzeugen können, dass die Seele unsterblich ist und dass er künftig in einer besseren Welt leben wird. Anscheinend sind seine Jünger auch nicht davon überzeugt, denn sie weinen; warum sollten sie sonst weinen? Wenn der Abend kommt und Sokrates das Gift trinkt, wenn seine Füße erkalten und der Leib, und wenn er schließlich stirbt, packt mich ein Schrecken, eine unsägliche Traurigkeit. Die Beschreibung von Sokrates' Tod ist so überzeugend, viel überzeugender als die Argumente, die Sokrates für die Unsterblichkeit anführt. Außerdem verflüchtigen sich die Argumente augenblicklich, man vergisst sie sofort, doch das

Bild vom Tod des Sokrates gräbt sich in meine Erinnerung; alle Menschen sind sterblich. Da Sokrates ein Mensch ist, ist er sterblich. Heute Nacht lag ich wach und dachte daran. Seit langem hatte ich keine so hellsichtige, greifbare, eisige Angst mehr empfunden. Furcht vor dem Nichts. Wie soll ich es beschreiben? Ich legte die Hände auf die Brust, um zu spüren, dass ich da war, dann plötzlich war mir, als hätte ich schon keine Füße, keine Waden, keine Schenkel mehr; ich war nur noch ein Rumpf, an dem die eisigen Flammen des Nichts zehrten. Ich machte Licht: Wie gut ist es zu leben! Zärtlichkeit stieg in mir auf für das Leben, das mir feenhaft schien, eine leuchtende Zauberei der Nacht. Wir töten uns gegenseitig, weil wir wissen, dass wir alle getötet werden. Weil wir den Tod hassen, darum töten wir einander. Der friedvolle, heitere Tod des Sokrates scheint mir plötzlich ganz unwahrscheinlich, und doch ist so etwas möglich. Aber wie?

Umberto Galimberti

„Ich“ oder „Es“

„Wenn ‚ich‘ dir meine Liebe gebe, was genau gebe ich dann, und wer ist das ‚ich‘, das gibt, und wer eigentlich bist *du*?“ fragt sich der amerikanische Psychoanalytiker Stephen Mitchell. Die Frage ist nicht rhetorisch gemeint. Sie kennzeichnet vielmehr eine grundsätzliche Umkehr im Nachdenken über das Wesen der Liebe, die immer als etwas aufgefasst wurde, was das Ich besitzt und über das es verfügen kann. Dennoch glaubt niemand wirklich vorbehaltlos, dass der andere die reine Wahrheit spricht, wenn er sagt „Ich liebe dich“. Liebe ist keine Angelegenheit des Ichs.

Zuletzt hat uns Freud daran erinnert, als er feststellte: „Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus“. Denn es sind unbewusste Kräfte, die beeinflussen, was das Ich für seine eigenen Entscheidungen hält. Freud nahm dem aufklärerischen Vertrauen in die allmächtige Vernunft und den freien Willen, der die Leidenschaften lenkt, seine Glaubwürdigkeit. Die menschliche Psyche ist nicht rational, sondern ein Etwas, das sich taumelnd voranbewegt, ja sie hat nicht einmal einen versteckten Steuermann, der ihrem bloß nominellen Besitzer unbekannt wäre. Die unbewussten Prozesse werden nicht in einer Subjektivität organisiert, wie dunkel und verdorben sie auch sein möge, es sind zerstreute Fragmente.

Es war Nietzsche, der uns vor Freud auf diese Dinge aufmerksam machte, und von ihm übernahm Freud auf Anregung seines Freundes Georg Groddeck den Begriff des „Es“. Nicht

„Ich denke“, sondern „Es denkt“. Und wenn das Ich nicht einmal Herr seiner Gedanken ist, wie könnte es dann Herr über seine Gefühle in der Liebe sein? Darum hört man die Worte desjenigen, das sagt „Ich liebe dich“ immer mit einem gewissen Misstrauen.

Vor Nietzsche und Freud wiederum hatte Schopenhauer ähnlich gedacht, den Nietzsche seinen „Erzieher“ und Freud seinen „Vorläufer“ nennt. Für ihn streiten in jedem von uns zwei Leben: das der *Gattung* und das des *Individuums*, die sich gerade in der Liebe vermischen. Denn, so Schopenhauer: „Jedes Individuum, jedes Menschengesicht und dessen Lebenslauf ist nur ein kurzer Traum mehr des unendlichen Naturgeistes, des beharrlichen Willens zum Leben.“

Dieser Wille zum Leben, der irrational ist, weil er keinen anderen Zweck verfolgt als seinen eigenen Fortbestand, täuscht die einzelnen Individuen mit den Verlockungen der Liebe. Sie glauben, die Subjekte ihrer erotischen Erlebnisse zu sein, und sind doch in Wirklichkeit nur Werkzeuge, derer sich die Gattung für ihre Selbsterhaltung bedient. Nicht wir sind die Subjekte unserer erotischen Erfahrungen, sondern mysteriöse, unpersönliche Kräfte, mit denen die Gattung ihre Zwecke verfolgt.

Jedermann

Alte berühmte Männer, die viel, ja nahezu alles Menschenmögliche erreicht haben und nun plötzlich das Ende einer Leiter vor sich sehen, legen oft eine unangenehme Verbitterung an den Tag. Ihnen fehlt der matte Charme des alt gewordenen Verlierers. Zuweilen werden sie sogar gefährlich.

Nichts und niemand – das Schicksal, die Gesellschaft, die Geschichte – ist ihnen etwas schuldig geblieben. Sie haben den Rahm abgeschöpft, satt sind sie, ruhsatt und geldsatt, und nun sollen sie doch noch sterben? Unerhört! Ich verstehe diese Verbitterung, aber sie gefällt mir nicht. Während viele andere Auflehnungen, auch gerade die gegen Unvermeidliches, meine Bewunderung haben.

Zu meinen Lieblingsaussprüchen gehört jener Voltaires, der, als man ihm vom Erdbeben in Lissabon berichtet, ausgerufen haben soll: „Ich bin dagegen!“

Die Auflehnung gegen den Tod, die manche ihrer Vergeblichkeit wegen lächerlich finden, hat mir immer imponiert. Der Skandal des unfreiwilligen Todes, den zum Beispiel Elias Canetti und der Ackermann aus Böhmen benannt haben. Jemand erwähnt auf einer Abendgesellschaft beiläufig Canettis „Todfeindschaft gegen den Tod“. Etwas belustigt. Und er fügt dem überflüssigerweise hinzu, dass sie dem Dichter nichts genutzt habe. Das ärgert mich. Ich höre mich sagen, dass auch ich gegen den unfreiwilligen Tod sei und dabei nach dem Nutzen nicht frage. Die verkrampfte Heiterkeit, mit der die meisten auf

diese Äußerung reagieren, gefällt mir auch nicht. „Dann wird es aber sehr voll hier werden“, sagt der Witzigste. Ich lege nach: dass es jetzt schon aufs Ganze gesehen ziemlich voll sei, dass ich gegen das ganze leidvolle „Stirb-und-werde“ sei, dass mich Menschen, die es noch gar nicht gibt, nicht interessierten, die Gattung an sich nicht, nur der einzelne, sobald er leidensfähig vorhanden sei. Ob ich denn etwas gegen diese Abläufe unternehmen könne, werde ich gefragt. Nein, das könne ich nicht. Aber auch die Abschaffung von Krieg, Hunger und Folter stehe nicht in meiner Macht, gleichwohl sei ich dagegen. Das sei für mich eine Frage der geistigen Hygiene (die Wut muss diese Formulierung in meine Rede getrieben haben), dass man sich Rechenschaft über seine Zustimmungen und Ablehnungen ablege.

Jetzt habe ich die Stimmung endgültig versaut. Macht nichts.

Norman Vincent Peale

Die Kraft positiven Denkens

Der berühmte Psychologe William James sagt: „Wenn wir etwas unternehmen, dessen Ausgang zweifelhaft ist, ist unser *Glaube* das einzige, was einen erfolgreichen Ausgang des Wagnisses verspricht.“ Das einzige Glaubenlernen ist ein Grundelement des positiven Lebens. Wenn wir Gutes erwarten, werden in uns magnetische Kräfte erweckt, die das Gute anziehen. Erwarten wir aber Schlechtes und Misserfolg, so werden Kräfte geweckt, die das Gute von uns abstoßen.

Die Geisteshaltung, welche die Bibel lehrt, ist die mächtigste Kraft im menschlichen Leben. Deutlich sagt sie, auf welche Art und Weise der Mensch innerlich wachsen und etwas aus sich machen kann: Glaube, Vertrauen, positives Denken, Vertrauen in Gott, Vertrauen in andere Menschen und in uns selber! Glaube und Vertrauen können Berge versetzen. Die biblische Lehre gipfelt in der Erkenntnis: „*Alles ist möglich dem, der glaubt.*“ (Markus 9,23)

„Euch geschehe nach eurem Glauben.“ (Matthäus 9,29)

„Wenn ihr Glauben habt ... wird euch nichts unmöglich sein.“ (Matthäus 17,21)

Skeptische Menschen mögen an meiner Versicherung, eine positive Denkweise bedeute eine machtvolle Kraft, zweifeln. Es bleibt aber eine unumstößliche Tatsache, dass sich die Dinge besser entwickeln, wenn wir uns positiv zu ihnen einstellen, wenn wir Gutes statt Schlechtes erwarten und unsere Zweifel über Bord werfen. Nur so können wir die ganze Kraft unserer

Persönlichkeit in die Waagschale werfen. *Nichts aber kann dem Menschen widerstehen, der die Ganzheit seines Seins einsetzt, um ein Problem zu lösen. Jede Schwierigkeit ist Ausdruck der Uneinigkeit und der Zerfahrenheit; sie weicht aber der geschlossenen Einheit aller positiven Kräfte. Die vereinte Konzentration unserer körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte ist eine Macht, der das Negative niemals standhalten kann.*

Das Beste erwarten heißt: mit ganzem Herzen (also mit der ganzen Kraft unserer Persönlichkeit) etwas verwirklichen wollen. Wir geben uns oft geschlagen, nicht weil es uns an den wirklichen Möglichkeiten oder Fähigkeiten gebricht, sondern weil wir uns nicht mit Herz und Seele einsetzen. Wir glauben nicht aus vertrauendem Herzen an unsere Sache, wir sind nicht mit ganzem Herzen dabei! Wie aber wollen wir positive Ergebnisse ernten, wenn wir nicht gewillt sind, uns auch mit *ganzer* Kraft und mit allen bejahenden Gedanken dafür einzusetzen?

Wenn wir in diesem Leben Erfolg haben wollen, wenn wir *das* erreichen wollen, was wir zutiefst ersehnen, dann müssen wir uns diesem Wunsche ganz hingeben. Mit anderen Worten: *Was du auch immer tust, tue es ganz!* Gib alles, was du geben kannst; gib das Letzte, halte nichts zurück. Die meisten Menschen aber geizen und sparen mit ihren Gaben, erwarten aber, dass ihnen die Gaben anderer reichlich zufließen müssen.

Claudia Schreiber

„Glücklich, sehr“

Als sie später ruhig beieinander lagen, lauschte Max. Und hörte zum ersten Mal in seinem Leben die Stille. Nichts, nur Stille. Erstaunt bemerkte er, dass er vorher immer etwas gehört hatte. Sirenengeheul, Gewitter, Pressluftschlämmer, Weinen, einen Schnellzug, eine Flugzeuglandung, aufgebracht Geschrei aus Fußballstadien. Alles durcheinander.

Seine Anstrengung, diese Geräusche zu ertragen, zu verkraften, sie einzuordnen, hatte er nie bewusst wahrgenommen. Der Lärm hatte ihn gewürgt und geschüttelt. Jetzt erst begriff er das. Vierzig Mal hatte er Weihnachten gefeiert, aber die Stille Nacht nie wirklich erlebt.

Emma lag in seinem Arm, schweißnass, befriedigt. Es roch wie sonst nichts riecht. Süß, schwer. Und es war still. Er atmete tief durch und grinste.

„Was ist?“, fragte Emma.

Er schaute sie an, lächelte: „Glücklich, sehr.“

„Ach“, seufzte Emma und streichelte sein Gesicht.

Sie setzte sich auf, nahm seine Hand und fragte:

„Was ist mit dir?“

„Was soll sein?“

„Du hast was, nicht wahr? Bist krank.“

Er schüttelte den Kopf.

„Du bist so dünn geworden, ich spüre deine Knochen.“

„Ich war schon immer dünn, mach dir keine Sorgen.“

„Willst du nicht doch mal einen Arzt fragen?“

Max schüttelte nur den Kopf und schwieg.

Aber Emma wusste Bescheid. Sie hatte gelernt, bei ihren Tieren jede Spur einer Krankheit zu erkennen. Man heilte früh oder nie.

Wenn sie seinen Bauch berührte, tat ihm das weh. Er aß wenig. Ihre Wurst oder Butter, alles Fett stieß ihn ab, er konnte es wohl nicht verdauen. Aber er glaubte immer noch, ihr etwas vormachen zu müssen. Sie ließ ihn gewähren. Sie hatte ihn und genoss jeden Tag, der er bei ihr war.

Emma besaß diese seltene Fähigkeit: in Ruhe zu lassen, den Willen des anderen zu respektieren.

Max lag in Emmas Bett, das Fenster stand offen, draußen brachte die Herbstsonne die Kastanienblätter zum Leuchten. Über dem Bett spielten die Stubenfliegen. Das war das Erste, was er bei Emma gesehen hatte, als er die Augen öffnete, damals. Nach dem Unfall. Die Fliegen spielten noch immer dasselbe Spiel. In dieser Zeit, in diesen wenigen Wochen nur, hatte sich in seinem Leben alles ereignet, für das es sich zu leben lohnte.

Was für ein Glück, dass er damals den Unfall überlebt hatte.

„Wieso spielen die Fliegen dieses Spiel?“, fragte er Emma.

„Ich schaue Ihnen auch immer gern dabei zu. Vielleicht ist es nur Spaß, ich weiß es nicht.“

„Wir sollten unbedingt noch Fangen spielen, wir beide, du und ich“, sagte er und schwieg. Verlängern, dachte er, verlängern bis in alle Ewigkeit, und wusste, dass es doch nicht ging.

Woody Allen

Der Tod klopft

(Der Eindringling trägt eine schwarze Kapuze und hautenge schwarze Kleider. Die Kapuze bedeckt den Kopf, nicht aber sein Gesicht, das mittleren Alters und schneeweiß ist. In seiner Erscheinung ähnelt er irgendwie Nat. Er pustet hörbar, stolpert dann über die Fensterbank und fällt ins Zimmer.)

Tod: *(denn es ist niemand anderer)* Jessas, ich habe mir fast das Genick gebrochen.

Nat: *(betrachtet ihn verwirrt)* Wer sind denn Sie?

Tod: Der Tod.

Nat: Wer?

Tod: Der Tod. Hör mal – darf ich mich vielleicht setzen? Ich hab mir fast das Genick gebrochen. Ich zittere wie Espenlaub.

Nat: *Wer* sind Sie?

Tod: Der *Tod*. Hast du vielleicht ein Glas Wasser?

Nat: Der Tod? Was meinen Sie damit: der Tod?

Tod: Was ist denn los mit dir? Du siehst den schwarzen Dress hier und mein weißgeschminktes Gesicht?

Nat: Sicher.

Tod: Ist vielleicht Karneval?

Nat: Nein

Tod: Also ich bin der Tod. Kann ich jetzt 'n Glas Wasser bekommen – oder vielleicht 'ne Limo?

Nat: Wenn das ein Witz sein soll ...

Tod: Wieso denn Witz. Du bist siebenundfünfzig? Nat Ackermann? Pacific Street 118? Wenn ich'n jetzt bloß nicht verbaselt habe – wo habe ich denn den Einberufungsbefehl? (*Er kramt in der Tasche herum und zieht schließlich eine Karte mit einer Adresse heraus. Sie scheint zu stimmen.*)

Nat: Was hast du mit mir vor?

Tod: Was ich vorhabe? Na, was meinst du wohl?

Nat: Du willst mich wohl veräppeln? Ich bin absolut gesund.

Tod: (*unbeeindruckt*) Jaja. (*Sieht sich um*) Hübsch hier. Selbst gemacht?

Nat: Wir hatten einen Dekorateur, aber wir haben auch was beigetragen.

Tod: (*betrachtet ein Bild an der Wand*) Ich mag solche Knirpse mit großen Augen.

Nat: Ich möchte noch nicht gehen.

Tod: *Du* möchtest nicht gehen? Überlass mir doch das bitte.

Nat: Ich brauche Zeit. Ich bin noch nicht bereit zu gehen.

Tod: Tut mir leid. Da kann ich dir nicht helfen. Ich tät's gerne, aber der Augenblick ist gekommen.

Nat: Wie kann denn der Augenblick gekommen sein? Ich habe mich doch gerade erst mit ‚Dernier Cri & Co‘ zusammengeschlossen.

Tod: Was macht das schon, ein paar Kröten mehr oder weniger.

Nat: Sicher, was interessiert das dich? Euch Burschen werden wahrscheinlich alle Spesen gezahlt.

Tod: Willst du jetzt mitkommen?

Nat: (*sieht ihn aufmerksam an*) Tut mir leid, aber ich kann's nicht glauben, dass du der Tod bist.

Tod: Warum denn? Was hast du erwartet – vielleicht Rock Hudson?

Nat: Nein, es ist nicht das. Du siehst ein bisschen wie ich aus.

Tod: Wem sollte ich denn sonst ähnlich sehen? Ich bin dein Tod.

Nat: Gib mir etwas Zeit. Noch einen Tag.

Tod: Ich kann doch nicht. Was soll ich dir denn sagen?

Nat: Noch einen Tag. Vierundzwanzig Stunden.

Tod: Wozu willst du die? Das Radio hat für morgen Regen gemeldet.

Nat: Kann man da nichts machen?

Tod: Nämlich was?

Nat: Spielst du Schach?

Tod: Nein, tue ich nicht.

Nat: Ich habe mal ein Bild von dir gesehen, da spielst du Schach.

Tod: Das bin ich nicht gewesen, weil ich nicht Schach spiele. Kutscherrommé vielleicht.

Nat: Du spielst Kutscherrommé?

Tod: Ob ich Kutscherrommé spiele? Ist Paris 'ne Stadt?

Nat: Du bist gut drin, was?

Tod: Sehr gut.

Nat: Ich sag dir, was ich mache ...

Tod: Versuch nicht, mit mir zu handeln.

Nat: Ich spiele Kutscherrommé mit dir. Wenn du gewinnst, komme ich sofort mit. Wenn ich gewinne, gibst du mir noch etwas Zeit. Ein kleines bisschen ... einen Tag noch.

Tod: Wer hat denn schon Zeit zum Romméspielen!?

Nat: Na los. Du bist doch so gut da drin.

Tod: Andererseits hätte ich schon mal Lust zu 'm Spielchen...

Nat: Komm schon. Sei kein Frosch. Wir spielen 'ne halbe Stunde.

Tod: Ich sollte das wirklich nicht.

Nat: Ich habe die Karten hier. Mach doch keinen Aufstand.

Tod: In Ordnung, also los. Wir spielen ein bisschen. Das wird mich beruhigen.

Nat: *(holt Karten, Notizblock und Bleistift)* Du wirst es nicht bereuen.

Tod: Red nicht wie ein Hausierer.

(Nat teilt aus und deckt eine Fünf auf.)

Nat: Möchtest du um ein Zehntel Cent pro Punkt spielen, damit es interessanter ist?

Tod: Ist es für dich noch nicht interessant genug?

Nat: Ich spiele besser, wenn's um Geld geht.

Tod: *(mustert die Karten in seiner Hand, während er nimmt)*
Lieber Gott, ich habe bloß Luschen.

Nat: Wie ist er eigentlich?

Tod: Wie ist wer eigentlich?

(Während des Folgenden nehmen sie Karten auf und legen sie ab.)

Nat: Der Tod.

Tod: Wie sollte er schon sein? Du fällst um.

Nat: Ist irgendwas danach?

Tod: Aha, du sammelst Zweien!

Nat: Ich fragte etwas. Ist etwas danach?

Tod: (*geistesabwesend*) Das wirst du sehen.

Nat: Oh, dann werde ich tatsächlich etwas sehen?

Tod: Naja, vielleicht hätte ich's nicht so ausdrücken sollen.

Spiel aus.

Nat: Von dir 'ne Antwort zu kriegen, ist ganz schön schwierig.

Tod: Ich spiele Karten.

Nat: Okay, spiel nur, spiel nur.

Tod: Unterdessen lege ich dir eine Karte nach der anderen hin.

Nat: Du darfst die abgelegten Karten nicht durchsehen.

Tod: Ich guck sie mir ja nicht an. Ich mach sie nur gerade. Welches war die Klopfkarte?

Nat: Vier. Kannst du denn schon klopfen?

Tod: Wer sagt denn, dass ich schon klopfen möchte? Alles, was ich gefragt habe, war, welches die Klopfkarte war.

Nat: Und alles, was ich gefragt habe, war, ob es für mich was gibt, worauf ich hoffen kann.

Tod: Spiel doch.

Nat: Kannst du mir denn gar nichts sagen? Wo gehen wir hin?

Tod: Wir? Um dir die Wahrheit zu sagen, *du* klappt zu einem krumpeligen Häufchen auf dem Fußboden zusammen.

Nat: Oje, ich kann's nicht abwarten. Wird's wehtun?

Tod: Es ist in einer Sekunde vorbei.

Nat: Na, fabelhaft! (*Seufzt*) Das fehlte mir noch. Da schließt man sich mit ‚Dernier Cri & Co‘ zusammen ...

Tod: Wie ist es mit der Vier?

Nat: Klopfst du?

Tod: Reichen vier Punkte?

Nat: Nein, ich habe zwei mehr.

Tod: Du bluffst.

Nat: Nein, du verlierst.

Tod: Maria und Josef, und ich dachte, du sammelst Sechsen.

Nat: Nein. Du teilst aus. Zwanzig Punkte und zwei Kästchen. Fang an! (*Der Tod teilt aus*) Ich muss also auf den Fußboden fallen, wie? Ich kann nicht am Sofa stehen, wenn’s passiert?

Tod: Nein. Spiel!

Nat: Warum denn nicht?

Tod: Weil du auf den Fußboden fällst! Lass mich in Ruhe. Ich versuche, mich zu konzentrieren.

Nat: Warum muss es denn bloß auf den Fußboden sein? Das ist ja alles, was ich sage! Warum kann das Ganze nicht passieren, wenn ich direkt neben dem Sofa stehe?

Tod: Ich werde mein Bestes tun. Können wir jetzt spielen?

Nat: Das ist ja alles, was ich wissen will. Du erinnerst mich an Moe Lefkowitz, der ist auch so stur.

Tod: Ich erinnere ihn an Moe Lefkowitz. Ich bin einer der schrecklichsten Gestalten, die man sich nur vorstellen kann, und ihn erinnere ich an Moe Lefkowitz.

Nat: Zwei Punkte. Ich klopfe. Was hast du in der Hand?

Tod: Ich hab’ mehr Miese als ’ne Korbballmannschaft.

Nat: Und alles Pik.

Tod: Wenn du bloß nicht so viel reden würdest.

(Sie spielen weiter, während langsam Musik aufklingt und die Lichter dunkler werden, bis es völlig duster ist. Langsam werden die Lichter wieder heller, es ist nun später, und das Spiel ist aus. Nat prüft das Ergebnis.)

Nat: Achtundsechzig ... eins-fuffzig ... Tja, du hast verloren.

Tod: *(guckt enttäuscht den Kartenstapel durch)* Ich wusste 's ja, dass ich die Neun nicht abwerfen dürfte. Verdammt noch mal.

Nat: Also dann, bis morgen.

Tod: Was meinst du mit „bis morgen“?

Nat: Ich habe den Extratag gewonnen. Lass mich jetzt allein.

Tod: Du hast das ernst gemeint?

Nat: Wir hatten doch 'ne Abmachung.

Tod: Ja, aber ...

Nat: Komm mir nicht mit „Aber“. Ich habe vierundzwanzig Stunden gewonnen. Komm morgen wieder.

Tod: Ich wusste nicht, dass wir wirklich um Zeit spielen.

Nat: Tut mir leid für dich. Du solltest besser aufpassen. Bis morgen.

Tod: *(der von Nat langsam zum Ausgang gedrängt wird)*
Wo finde ich ein gutes Hotel? Was rede ich von einem Hotel, ich habe ja kein Geld. Ich setze mich in den Bahnhofswartesaal.

Nat: Raus. Raus!

Tod: (*beim Hinausgehen*) Warum konnte ich ihn nicht einfach mitnehmen und gehen! Aber ich musste mich auf Rommé einlassen.

Nat: (*ruft ihm hinterher*) Und sei vorsichtig, wenn du die Treppe runtergehst. Bei der einen Stufe ist der Teppich lose!

(*Und wie aufs Stichwort hört man ein schreckliches Krachen. Nat seufzt, dann geht er an den Nachttisch hinüber und telefoniert.*)

Nat: Hallo Moe? Ich bin's. Hör mal, ich weiß nicht, ob mir jemand einen Streich spielt, oder was, aber der Tod war eben hier. Wir haben ein bisschen Rommé gespielt ... Nein, der *Tod*. Persönlich. Oder jemand, der behauptet, er ist der Tod. Aber, Moe, der ist so *meschugge!*

Hans-Georg Gadamer

Die Unergründlichkeit und Unheimlichkeit des Todes bleibt jedenfalls eine Mitgift allen Vorausdenkens, das den Menschen von anderen Lebewesen unterscheidet – und das ist eine gefährlich Gabe. Das Vorausdenken des Menschen führt, wie es scheint, unwiderstehlich auf das Verlangen, über den noch zu gewissen Tod hinauszudenken. So sind die Menschen die einzigen Lebewesen, die wir kennen, die ihre Gestorbenen bestatten. Das heißt doch, dass sie sie festzuhalten suchen, über den Tod hinaus – und als im Gedächtnis Festgehaltene kultisch zu verehren.

Jacques Prévert

Der Kampf mit dem Engel

Tritt nicht an
es ist ein abgekartetes Spiel
der Kampf ist schon vorher entschieden
und wenn er auf einmal im Ring erscheint
inmitten eines Blitzlichtgewitters
stimmen aus vollem Hals das Te Deum sie an
und noch eh' du von deinem Schemel aufstehst
läuten sie feierlich dir die Glocken
schmeißen dir den heiligen Schwamm ins Gesicht
und du hast keine Zeit ihm die Federn zu rupfen
sie stürzen sich auf dich
und er verpasst dir eins unter die Gürtellinie
die Arme blöde zum Kreuz ausbreitend
sinkst du ins Sägemehl
und wirst nie mehr mit einem Mädchen schlafen.

Was wir denken und tun wird von all dem
begrenzt was wir nicht wahrnehmen
Und weil wir das nicht wahrnehmen
dass wir all das nicht wahrnehmen
lässt sich auch nur wenig tun
dies zu verändern solange bis
wir bereit sind und lernen
wahrzunehmen wie das so blendend Ausgeblendete
unsere Gedanken und Taten dennoch
beeinflusst, prägt und formt.

Ronald D. Laing

Die Geburt ist nicht ein augenblickliches Ereignis, sondern ein dauernder Vorgang. Das Ziel des Lebens ist es, ganz geboren zu werden, und seine Tragödie, dass die meisten von uns sterben, bevor sie ganz geboren sind. Zu leben bedeutet, jede Minute geboren zu werden. Der Tod tritt ein wenn die Geburt aufhört.

Erich Fromm

„Die Menschen können nicht sagen,
wie sich eine Sache zugetragen,
sondern nur wie sie meinen,
dass sie sich zugetragen hätte.“

Georg Christoph Lichtenberg

„Er geht der Vergangenheit nach,
als wäre sie nicht zu verändern.“

Elias Canetti

Erich Fried

Letzter guter Rat

Hinter der Hecke sitzen sie
Leben und Tod
Beide rufen mich
beide wollen mir raten

Hinter der Hecke
höre ich ihre Stimmen
Durch die Hecke darf ich nicht durch
darf sie nicht sehen

„Hör auf dein Unglück zu lieben
und liebe dein Glück!
Noch heut! Du hast nicht mehr viel Zeit!“
ruft die eine Stimme

Die andere sagt:
„Behalte lieb was du lieb hast
Auch sein Unglück lieben kann Glück sein
und die Liebe wechseln bringt Unglück“

Dann sagen sie beide: „Geh!“
und ich gehe raus und weiß
eine davon ist mein Tod
und eine mein Leben.

Ingeborg Bachmann

Lieder von einer Insel

...

Wenn einer fortgeht, muss er den Hut
mit den Muscheln, die er sommerüber
gesammelt hat, ins Meer werfen
und fahren mit wehendem Haar,
er muss den Tisch, den er seiner Liebe
deckte, ins Meer stürzen,
er muss den Rest des Weins,
der im Glas blieb, ins Meer schütten,
er muss den Fischen sein Brot geben
und einen Tropfen Blut ins Meer mischen,
er muss sein Messer gut in die Wellen treiben
und seinen Schuh versenken,
Herz, Anker und Kreuz,
und fahren mit wehendem Haar!
Dann wird er wiederkommen.
Wann?

 Frag nicht.

...

Rainer Maria Rilke

Schlussstück

Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.

Theodor Fontane

Ausgang

Immer enger, leise, leise
Ziehen sich die Lebenskreise,
Schwindet hin, was prahlt und prunkt,
Schwindet Hoffen, Hassen, Lieben,
Und ist nichts in Sicht geblieben
Als der letzte dunkle Punkt.

Klabund

Seliges Verdämmern

Brechen sich im Glas die Strahlen,
Bricht das Glas sich in den Strahlen?
Glänzt dein Auge in der Sonne,
Glänzt die Sonn' in deinem Auge?
Liebt dein Herz mich?
Herzt mich deine Liebe?
Seliges Verdämmern:
Denn wir sterben unser Leben
Und wir leben unsren Tod.

Robert Gernhardt

Vom Gewicht

Trägst den Tod in dir?
Trägst schwer.
Tod ist nicht irgendwer:
Wiegt.

Stirbst wie nur je ein Tier?
Nimms leicht.
Tod wird durch nichts erweicht:
Siegt.

Robert Gernhardt

Abschied

Ich könnte mir vorstellen,
mich *so* zu empfehlen:

Die Zeit. Ich will sie euch
nicht länger stehlen.

Den Raum. Ich will ihn euch
nicht länger rauben.

Den Stuss. Ich will ihn euch
nicht länger glauben.

Das Ohr. Ich will es euch
nicht länger leihen.

Das Aug. Ich will es euch
nicht länger weihen.

Das Hirn. Ich will es euch
nicht länger mieten.

Die Stirn. Ich will sie euch
nicht länger bieten.

Das Herz. Ich will es euch
nicht länger borgen.

Den Rest? Den müsst ihr
schon selber entsorgen.

Robert Gernhardt

Lob der Krankheit

Droht einer mit der Zeit
normal zu versauern,
hilft eine Krankheit ihm,
nicht zu verbauern.

Krankheit macht hellhörig.
Lässt tiefer blicken.
Wer am Verschlanken ist,
kann nicht verdicken.

Ist einer dünnhäutig
lernt er verstehen,
wie klein der Schritt ist vom
Er- zum Vergehen.

Robert Gernhardt

Liebe und Tod

- Sag, wie hältst du's mit der Liebe?
- Gott, wie soll ich's mit ihr halten?
Fürchte, sie ist am Veralten,
am Verblühen, am Erkalten:
Oder altern meine Triebe?

- Sag wie hältst du's mit dem Tode?
- Gut, mich dazu zu befragen.
Hab ihn stets in mir getragen,
kann heut mit Bestimmtheit sagen:
Der kommt niemals aus der Mode.

Nachweise

- Woody Allen**, Wie du dir, so ich mir,.....(wird ergänzt)
- Silvia Bovenschen**, Älter werden, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2006
- Erich Fried**, Gesammelte Werke, Klaus Wagenbach, Berlin 1995
- Umberto Galimberti**, Liebe – Eine Gebrauchsanweisung, C. H. Beck, München 2006
- Robert Gernhardt**, Später Spagat, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2006
- Eugène Ionesco**, Tagebuch, In: Gesammelte Werk, Bertelsmann Verlag, München 1985
- Michel de Montaigne**, Gesammelte Werke... , (wird ergänzt)
- Norman Vincent Peale**, Die Kraft positiven Denkens, Oesch Verlag, Zürich 1996
- Jacques Prévert**, Das sanfte gefährliche Antlitz der Liebe, Karin Kramer Verlag, Berlin 1991
- Claudia Schreiber**, Emmas Glück. Reclam Verlag, Leipzig 2003

2006/2007 – Heft 1

Herausgeber: Zimmertheater Heidelberg

Redaktion: Ute Richter

Umschlag: Edward Hopper

Satz und Druck: Druckerei Odenwälder, Buchen-Walldürn

Willkommen in deinem Leben

Von Michael McKeever

Aus dem Amerikanischen von Frank-Thomas Mende

Regie und Bühne: Ute Richter

Assistenz: Christa Oser

Bühnenbau: Oliver Schmidt

Licht: Ralf Kabrhel

Aufführungsrechte:

Ahn & Simrock Verlag, Hamburg

Deutschsprachige Erstaufführung

Premiere: 9. November 2006

Personen

Charlie Cox

Arne Dechow

Nell Foster

Miriam Gruden

Travis Dunn

Sven Schöcker

Wally

Ulrich Gall

Kiki

Katharina Waldau

Eine Pause

Eins ist sicher.

**Wir haben Zeit,
wenn Sie Zeit haben.**

Nutzen Sie unsere flexiblen
Beratungszeiten und
vereinbaren Sie unter
0 62 21/5 11-0 einen Termin.

175
Jahre



Sparkasse
Heidelberg

www.sparkasse-heidelberg.de